

Eugen Drewermann

Wer bin ich? Von Not und Gier

Grimms Märchen tiefenpsychologisch gedeutet

- Von dem Fischer un syner Fru
- Von dem Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurst
- Strohalm, Kohle und Bohne
- Die Geschenke des kleinen Volkes

Patmos Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

**PATMOS
ESCHBACH
GRÜNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN**

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben

Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns.
Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Alle Rechte vorbehalten

© 2018 Patmos Verlag,
ein Unternehmen der Verlagsgruppe Patmos
in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Umschlagabbildung: Das Rätsel der Begierde, 1929, Öl auf Leinwand, 110,5 x 150,5 cm

© Salvador Dalí, Fundació Gala-Salvador Dalí/ VG Bild-Kunst, Bonn 2018;

Foto: © bpk | Bayerische Staatsgemäldesammlungen. Abbildung des Originals: siehe
Tafel 1.

Druck: CPI books GmbH, Leck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-1062-9

Inhalt

Vorwort	8
Von dem Fischer un syner Fru (KHM 19)	15
Vorwort	16
<i>Wenigstens die Wünsche seien frei</i>	16
Von dem Fischer un syner Fru	21
Von dem Fischer und seiner Frau	29
Deutung	37
<i>Der Butt oder: Die Entdeckung des Wünschens</i>	37
<i>»Hast du denn nichts gewünscht?«</i>	52
<i>Ein Heim</i>	56
<i>Ein Palast</i>	68
<i>Die Königin, die Kaiserin...</i>	80
<i>Die Päpstin</i>	97
<i>Werden wie Gott</i>	109
<i>Die Katastrophe als Kehrtwende</i>	126
Von dem Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurst (KHM 23) ..	133
Von dem Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurst	134
Deutung	136
Strohalm, Kohle und Bohne (KHM 18)	157
Vorwort	158
Strohalm, Kohle und Bohne	159
Deutung	161
Die Geschenke des kleinen Volkes (KHM 182)	177
Vorwort	178
Die Geschenke des kleinen Volkes	181
Deutung	184

<i>Schneider und Goldschmied – zwei Teile in uns selbst</i>	184
<i>Unterwegs zu sich selbst</i>	187
<i>Eine verzaubernde Musik</i>	188
<i>Die Stimme innerer Musik – eine Einladung zum Sein</i>	189
<i>Aufgenommen in den Kreis der Tanzenden</i>	192
<i>Die Probe der Kahlheit durch den Alten oder:</i>	
<i>Wer sind wir wirklich?</i>	197
<i>Nur Staub sind wir oder: Der Alte und der Tod</i>	202
<i>Von Herberge und Schlaf</i>	206
<i>Die Umwandlung von Kohle in Gold oder: Leben</i>	
<i>dürfen ohne Vorleistung</i>	210
<i>Statt innerer Verwandlung die Rückkehr in die</i>	
<i>alte Selbstablehnung</i>	214
Bibliographie	224
Bildnachweis	229
Register	230
Autoren	230
Namen aus Mythos und Geschichte	231

Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles.
Ach wir Armen!

J. W. V. GOETHE: Faust, 1. Teil, V. 2082–2084: S. 90

Sie gönnen keinem einen Topf Reis.
Sie brauchen alles selber.
Wer könnte sie schelten?

BERTOLT BRECHT: Der gute Mensch von Sezuan,
1. Ein kleiner Tabakladen, S. 24

Vorwort

Gier! Wer immer sich kapitalismuskritisch gibt, ohne das Wirtschaftssystem des sogenannten »freien« Marktes wirklich zu begreifen¹, verfällt auf diesen Punkt: Alles Unheil liegt daran, daß die Menschen »so« sind! Sie sind maßlos in ihren Ansprüchen, sie bekommen nie genug, – »je mehr er hat, je mehr er will«, so ist es sprichwörtlich. Nur wenn »der Mensch« sich ändern würde, könnte der Zustand der Welt sich verbessern. Jedoch: Wie ändert sich »der Mensch«? Man kann ihm ins Gewissen reden. Ethiker und Moralisten tun das unermüdlich. Umsonst! Nichts ändert sich. Man kann ihn weise machen wollen, – ist nicht am ärmsten der, welcher am meisten braucht, und ist nicht wahrhaft reich derjenige, der nur ein Weniges bedarf? So mag es sein, doch solche Weisheit scheint »der Mensch« nicht sehr zu mögen. Ist er ganz einfach unbelehrbar dumm? Dagegen kämpfen Götter selbst vergebens! Bedauernd, wie es ist, und resignierend beim Versuche, es zu ändern, erweist die Theorie von der naturbedingten Gier »des Menschen« sich als systemerhaltend: sie lenkt von den katastrophalen Zwängen unserer konkurrenzbedingten Wachstumswirtschaft mit all ihren sozialen und ökologischen Verwerfungen ab, indem sie die Ursachen für die gigantische Verwüstung der Erde von den Widersprüchen der Ökonomie in die Psychologie »des Menschen« verlegt. Aus objektiv gegebenen Strukturen werden damit triebpathologische Zustände im Subjekt Mensch. Vielleicht aber wäre »der Mensch« gar »nicht so roh«, wenn

1 Vgl. E. DREWERMANN: Geld, Gesellschaft und Gewalt. Kapital und Christentum, Bd. 1, Ostfildern 2016; Finanzkapitalismus. Kapital und Christentum, Bd. 2, Ostfildern 2017; Von Krieg zu Frieden. Kapital und Christentum, Bd. 3, Ostfildern 2017.

nur »die Verhältnisse« andere wären². Freilich, »die Verhältnisse« haben Menschen selbst geschaffen, und sie können nur von Menschen vermenschlicht werden. Wie aber vermenschlicht man »den Menschen«? Überhaupt nicht. Damit Menschen davon lassen können, ihrer »Gier« zu frönen, darf man ihre Fehlverhaltensweise nicht naturalisieren oder metaphysizieren, man muß sie, je für sich, in jedem Einzelnen, aus seiner Biographie und Persönlichkeit zu verstehen suchen: wie wurde er, wie er ist? Und: wie sieht seine Welt aus, wenn er so ist? An die Stelle der moralischen Ermahnung und der weisheitlichen Unterweisung tritt jetzt der Versuch eines psychoanalytischen Verstehens, Begleitens und Durcharbeitens.

Aber das kann ja endlos dauern! Wohl wahr. Doch was da an Gründen der Gier im Leben von Einzelnen in Erscheinung tritt, läßt sich generalisieren, – es gilt wirklich für »den Menschen«, nur nicht naturhaft, sondern psychodynamisch. Kein Mensch ist »gierig« von Natur aus, – so wenig wie er kriegerisch und haßerfüllt und »böse« »von Natur aus« wäre; alles, was Menschen tun, hat Ursachen, die sich in einer gewissen Regelmäßigkeit ähneln; es ergeben sich typische Schicksale, die, in erzählter Form, als Identifikationsflächen einer

2 Vgl. BERTOLT BRECHT: Was nützt die Güte, in: Die Gedichte, 553:

1) Was nützt die Güte

Wenn die Gütigen sogleich erschlagen werden, oder es werden erschlagen
Die, zu denen sie gütig sind?

Was nützt die Freiheit

Wenn die Freien unter den Unfreien leben müssen?

Was nützt die Vernunft

Wenn die Unvernunft allein das Essen verschafft, das jeder benötigt?

2) Anstatt nur gütig zu sein, bemüht euch,

Einen Zustand zu schaffen, der die Güte ermöglicht, und besser:
Sie überflüssig macht!

Anstatt nur frei zu sein, bemüht euch

Einen Zustand zu schaffen, der alle befreit, und besser:

Auch die Liebe zur Freiheit

Überflüssig macht!

Anstatt nur vernünftig zu sein, bemüht euch

Einen Zustand zu schaffen, der die Unvernunft der Einzelnen

Zu einem schlechten Geschäft macht!

beliebig großen Leserschaft sich anbieten. Am deutlichsten in das Erleben und in die Vorstellungswelt der Betroffenen führen die *Träume* ein, die manche Patienten in einer Psychoanalyse ihrem Therapeuten anvertrauen; auch diese Träume weisen gewisse charakteristische Topoi in ihrer Symbolsprache auf, und an dieser Stelle berühren sie sich mit den Erzählungen, die zum Thema Gier im Volk als *Märchen* umlaufen. Geschichten dieser Art verdienen nicht nur ihrer Erzählfreude, sondern insbesondere ihrer psychologischen Hellsichtigkeit wegen die größte Aufmerksamkeit. Vor allem ihre bildhafte Verdichtung erlaubt es, die unbewußten Motive eines Verhaltens freizulegen, das an der Oberfläche als »Gier« in Erscheinung treten mag.

Die vier in diesem Band versammelten Erzählungen haben eines gemeinsam: sie schildern Menschen oder Wesenheiten, die »eigentlich« mit sich und ihren Lebensverhältnissen recht zufrieden sein könnten, doch sie sind es nicht. Das kann daran liegen, daß sie, wie *die Frau des Fischers* im Märchen vom Butt, mit sich selber nicht zufrieden sind. Wer sich persönlich nicht als gut genug vorkommt, der kann an Gütern nie genug bekommen. Er möchte die Hohlstellen seines Seins auffüllen mit den Gegenständen, die er hat; doch der Versuch ist notwendig zum Scheitern verurteilt, – nichts in der Welt der Dinge kann die brennende Frage beruhigen, wer wir sind und wofür wir sind. Häuser, Schlösser, selbst wenn sie noch so schön wären, lassen uns leer zurück, – wir müßten sie mit uns selbst ausfüllen; *sie* werden *uns* niemals erfüllen. Die Frau des Fischers etwa weicht in die Aneignung immer höherer Titulaturen aus, doch auch das Ansehen bei anderen kann ihre Selbstwertzweifel nicht auflösen, ob wir jemals der Außenseite unseres Daseins innerlich entsprechen werden. Im Kern unserer Existenz nagt das Bewußtsein unserer radikalen Kontingenz: es müßte uns nicht geben; inmitten der Natur wie innerhalb der menschlichen Kultur sind wir durchaus nicht notwendig; also kommt alle Gier im Grunde dem Versuch gleich, eine absolute Seinsnotwendigkeit uns zu erschaffen durch fiktive Unentbehrlichkeit: wir müssen sein wie Gott! Selbst wenn wir wissen, daß wir dabei nur scheitern können, sind wir wie unter Zwang bestrebt, den Grund des eigenen Daseins durch Vorleistungen aller Art zu rechtfertigen; genö-

tigt werden wir dazu durch die fundamentale Angst, schlechterdings überflüssig, unberechtigt und überzählig in der Welt zu sein; die Katastrophe, mit der die Selbstvergottung der Fischersfrau im Märchen endet, ist nur vermeidbar in dem unbedingten Vertrauen, notwendig zu sein für eine absolute Liebe, die möchte, daß wir sind. In vielem wirkt des Fischers Frau noch wie ein Kind, das inmitten einer liebeleeren Welt niemals erwachsen werden konnte; erst wenn ein solches »Kind«, biblisch gesprochen, sich begreift als ein »Kind Gottes«, vermag es zu dem rechten Maß des Menschseins aufzureifen.

»Gier« hat natürlich immer auch eine soziale Komponente. Selbst wenn es einem, äußerlich betrachtet, noch so gut geht, kann sich die eigene Minderwertigkeit in dem Empfinden geltend machen, ungerrecht behandelt zu werden. Man fühlt sich schlechter als die anderen und glaubt dann auch, es gehe einem schlechter im Vergleich zu ihnen, also, daß man die Gleichheit aller fordert. Die Frage ist dann nicht mehr, was zu mir oder zu meinem Nachbarn paßt, um ihm gerecht zu werden, der Anspruch lautet jetzt, alle unterschiedslos gleich zu schalten. Immer zu spät wird man, wie in dem Märchen von dem »Mäuschen, dem Vögelchen und der Bratwurst«, merken, daß jede Gesellschaft sich selbst zerstört, die das chronische Unrecht der Gleichheit aller über ihre Mitglieder verhängt. Wer bin ich selbst? Diese Frage kann nicht die Gesellschaft beantworten; umgekehrt: jede Gesellschaft besteht nur durch Individuen, die für sich selber wissen, was sie sind und wollen.

Doch kehrt die Kontingenzfrage im Leben jedes Einzelnen zurück im Angesicht des Todes: Wie, wenn die Erdmutter, die Alte, ihre Finger ausstreckt, um uns in ihrem »Haushalt« einzuschmelzen? Davon erzählt die Geschichte von dem »Strohball, der Koble und der Bohne«. Jede menschliche Gesellschaft schmiedet irgendwie, uneingestanden, halbbewußt, ein Bündnis der (noch) Lebenden gegen den Tod. Sie haben Glück gehabt, sie sind noch gerade einmal davon gekommen, und so klammern sie sich aneinander, wie wenn sie sich gemeinsam gegen die Sterblichkeit, die jedem innewohnt, versichern könnten. Vergeblich! Um das Hohngelächter der »Bohnen« über den tragischen Tod ihrer Gefährten zu vermeiden, braucht es erneut eines

Vertrauens, das die Endlichkeit des Daseins durch die Hoffnung auf Unendlichkeit zu widerlegen vermöchte. Das Gegenstück zur Gier ist einzig ein Glaube, der die Not des Daseins überwindet.

Wie eine Probe aufs Exempel nimmt sich unter diesen Umständen das Märchen von den »*Geschenken des kleinen Volkes*« aus. Wer sind wir Kohlenwasserstoffgebilde, wenn man uns, wie der Alte vom Berge, all das wegnimmt, was wir in männlicher Prädominanz und Präpotenz uns zusprechen? Die Zufälligkeit, die Nicht-Notwendigkeit, die Kontingenz unseres Daseins verlangt, scheinbar nur folgerichtig, die Kompensation der Armut und Armseligkeit unserer staubgeborenen Existenz durch unerhörte Habmächtsphantasien; doch wenn gerade diese uns wie eine überlebte, falsche Angewohnheit abgenommen würden – wir blieben zwar der Kohlenstaub, der biochemisch unser Dasein ausmacht, aber wir fänden uns in dieser abweisenden Welt auf unserer Suche nach einem Ort, an dem wir leben könnten, zugelassen, eingeladen und erwünscht im Kreis der anderen –, so träten wir wie Neugeborene, Erwachte in die Welt, und wir entdeckten, daß die kleinen Dinge unseres Lebens sich nur vollziehen lassen in dem unverbrüchlichen Vertrauen in die Berechtigung des Daseins reinweg aus Gnade. Erst dann begleitet uns auf immer das Gefühl, als »Kohle« wert wie Gold zu sein. Die eingeschliffene Perspektive auf das Negative, Unzugängliche und Unzulängliche erweitert sich im Blick auf eine tiefere Bejahung, die einen jeden in seiner Einmaligkeit und Unvertauschbarkeit meint, möchte und bestätigt, mit eingeschlossen auch seine vermeintlichen Gebrechen, Unvollkommenheiten und Begrenztheiten. Es ist die Frage, die über die ganze Anlage unserer Existenz entscheidet: Lernen wir es, in dem Vertrauen auf den Hintergrund unseres Daseins uns selbst zu akzeptieren, oder versuchen wir, das Ungenügen an uns selbst immer noch mehr zu kompensieren? Das eine läßt uns leben in Maß und in Zufriedenheit, das andere verdoppelt alle Lasten, die wir ohnedies mit uns herumtragen.

So entsteht Gier: sie sucht aus lauter Minderwertigkeitsgefühlen uns *sozial* vor aller Augen mit unersättlichen habsuchtartigen Ansprüchen auszustatten; sie verlangt *sozialpolitisch* eine Art Gerechtigkeit, die allen unrecht tut, indem sie eine Gleichheit fordert, die

auf die Eigenart der anderen zu wenig Rücksicht nimmt; sie klammert sich im Angesicht des Todes *psychologisch* an das Glück, noch gerade davon gekommen zu sein, und sucht das, was noch bleibt, die kurze Lebenszeit auf Erden, zu Spaß, Genuß und Unterhaltung auszapressen. Im tiefsten wurzelt alle Gier in dem Problem, das *ontologisch* die Not unseres ganzen Daseins ausmacht: es gibt uns, aber nur auf Abruf, zufällig, nicht-notwendig, radikal kontingent; die Gier, wie Gott zu werden, endet allein durch Gottvertrauen. Erst dann begreifen wir das Dasein angstfrei als Geschenk zum Weiterschicken. Wir müssen nichts mehr haben, denn in dieser Weltsicht haben wir nichts zu verlieren.

Auf paradoxe Weise hat diese Erfahrung der surrealistische Maler SALVADOR DALÍ auf einem seiner Hauptwerke im Jahre 1929 zum Ausdruck gebracht, unter dem Titel »Das Rätsel der Begierde. Ma mère, ma mère, ma mère.« (Vgl. Tafel 1.) Inmitten einer wie plan geschliffenen braun-beigen Sandwüste erhebt sich aus einem an die Erde gedrückten wie im Todschlaf daliegenden bleichgesichtigem Kopf, über eine Art Geigenwirbel geführt, ein felsähnliches Gebilde mit zwei herzförmigen Öffnungen, durch deren eine man in einen hellweißen Himmel schaut, der sich in ein tiefblaues Azur nach oben hin verfärbt, und durch deren andere man auf einen winzigen weiblichen Torso mit mächtig hervorstehenden Brüsten blickt. Die kleineren zahlreichen Durchbrüche der Fels- (oder Holz-)Wand sind allesamt mit der gleichen Inschrift verschlossen: Ma mère – Meine Mutter. Sie ist die eigentliche Quelle und das Ziel aller Sehnsucht inmitten einer ansonsten lebensfeindlichen Welt, und das umso mehr, als links neben dem Gebilde der Sehnsucht in einer kleinen Gruppe DALÍ selber zu sehen ist, »wie er seinen Vater umarmt« – oder zu erwürgen trachtet; darauf verweisen die Accessoires: ein Fisch (als Phallussymbol?), eine Heuschrecke als Bild eines vielgefressigen Schädlings, ein Dolch und ein Löwengesicht, wie es auch rechts oben der Traumwand aufgesetzt ist. Das Verlangen nach der Mutter und der Kampf gegen den versperrenden Vater bildet nicht nur psychoanalytisch ein zentrales Thema der Religionspsychologie; es enthält zugleich in bewußter Umkehrung den Kern der Botschaft Jesu im

Neuen Testament: ein Vertrauen in den Hintergrund unseres Daseins zu ermöglichen, das die Ambivalenzgefühle aller patriarchalen Verformungen des Gottesbildes überwindet.³

**Von dem Fischer un syner Fru
(KHM 19)**

Vorwort

Wenigstens die Wünsche seien frei

Ob es Wahrträume gibt, ist strittig; unstrittig ist, daß es Warnträume gibt. Anders kann es nicht sein. Selbst wer, mit SIGMUND FREUD, im Traum die Darstellung triebhafter Wünsche erblickt, kommt doch nicht umhin, in ihnen zugleich die Arbeit der moralischen Kontrollinstanz des Überichs am Werke zu sehen; und auch das Ich als Hüter des Realitätsprinzips hat bei der Traumbildung ein Wörtchen mitzureden: Kann es denn gutgehen, sich aufs Geratewohl seinem Verlangen hinzugeben? Ja, sagt das Es, bedingt nein sagt das Ich, unbedingt nein sagt das Überich. Nicht nur das affektive Bedürfnis, auch die Angst vor ihrer Erfüllung ist Teil des Traumgeschehens. Nur in diesem Spannungsfeld kommt Träumen die Funktion einer spontanen Selbstheilung zu: sie stellen ein neues Gleichgewicht her zwischen Trieb und Moral, zwischen Natur und Kultur, zwischen Innen und Außen. Sie sind in diesem Sinne nicht ohne Weisheit, indem sie das Aufbegehren gegen die Mißhelligkeiten des Daseins umformen in Kompromisse möglicher Annahme und Übernahme des scheinbar so schwer Erträglichen.

Daraus hervor geht etwas therapeutisch wie pädagogisch sehr Wichtiges: das Vertrauen in die Eigensteuerung der Psyche.

Zur analytischen Psychotherapie gehört als Grundhaltung das Prinzip des Nicht-Bewertens. Vor sich hin spricht die Patientin, der Patient, was ihr oder ihm durch die Seele geht, möglichst unzensiert: die Wunschphantasien des Unbewußten, aber auch deren Abwehr und Widerstand. In dieses Wechselspiel aus Antrieb und Hemmung greift der Therapeut von außen nur selten ein, er vertraut darauf, daß durch Einsicht in den Prozeß selbst eine Einheit der Person sich herstellt, die fähig ist, Ich-gerechte Entscheidungen zu treffen und zu vertreten. Die Wünsche, wenn sie nur ungehindert sich ausströmen können, katalysieren ihre eigene Klärung. Am Ende weiß der Klient, die Klientin, woran sie mit sich sind, und darauf allein kommt es an. Was immer sie dann tun, wird das für sie Richtige sein, darf man annehmen.

Ebenso in der Erziehung der Kinder. Eltern hören den Plänen ihrer 16-Jährigen zu, und sie sind entsetzt, – sie sehen Gefahren, wo anscheinend nichts als der pure Leichtsinns sich geltend zu machen droht. »Weißt du denn nicht, in welche Lage du dich da begibst? Allein willst du nach Südfrankreich trampeln? Nein, das kommt überhaupt nicht in Frage!« Es mag sein, daß der Realitätssinn der Eltern gewisse Risiken weit korrekter abschätzt als das Wunschenken ihres Heranwachsenden; doch worum geht es wirklich? Um gewisse moralische Bedenken? Dann setzen die Eltern mit ihrem Einwand den Einfluß fort, den sie in Kindertagen bereits geltend gemacht haben, – sie verstärken und verlängern den Einspruch des Überichs, sie sagen von außen noch einmal, was die verinnerlichte Instanz ihrem Zögling ohnehin sagen wird, nur: sie tun es von außen, sie errichten eine Verbotsschranke, die der freien Entfaltung des Erwachsenwerdenden vermeintlich entgegensteht und entsprechend bekämpft werden wird: der Widerstand der Eltern provoziert bei ihm nur um so mehr den Willen, sich gegen sie zu behaupten und dafür jedwede in Aussicht gestellte Gefährdung leichthin zu ignorieren.

Oder geht es um die Einschätzung bestimmter realer Gefahren? Bei aller Anerkennung der größeren elterlichen Lebenserfahrung wird ein Jugendlicher darauf beharren, alt genug zu sein, um für sich selber sorgen zu können, – er wird geneigt sein, die elterlichen Vorhaltungen als eine Beleidigung seines Ichs zu betrachten. »Ich bin nicht mehr euer Baby«, wird er sagen und damit seinen noch schwankend prüfenden Wunsch als eine feststehende, nicht länger zu diskutierende Absicht deklarieren.

Indem die Eltern *von außen* die Dinge sagen, von denen sie glauben, daß ihr Junge, ihr Mädchen, sie sich eigentlich selber sagen könnte, erreichen sie Trotz und Verstocktheit, statt Vernunft und Verantwortung. Solange sie selber autoritär die Vernunft vorgeben, kann jemand, der von ihnen abhängt, nicht selber vernünftig werden. Sie denken für ihn, – das hindert, daß er es lernt, selber zu denken.

Anders in einem Gespräch, das von dem Vertrauen in die Fähigkeit zu eigener Vernunft und Verantwortung getragen wird. In einem

solchen steht zu erwarten, daß der Fluß der Wunschphantasien, indem er ungehindert dahinströmt, alle störenden und verunreinigenden Inhalte von selber ausschwemmt und sich zu einem Ergebnis ausfiltert, das sowohl mit dem eigenen Empfinden für Gut und Böse als auch mit der Einschätzung der äußeren Gegebenheiten übereinstimmt. Nicht die Weisung von außen fördert das eigenständige Urteil, sondern ein begleitendes Vertrauen in die reifende Kompetenz des nur nach und nach zu sich Findenden.

Und ein drittes ist zu bedenken. Zu den Geheimnissen der menschlichen Seele zählt ihr Verlangen nach Unendlichkeit beziehungsweise ihr essentielles Ungenügen an der Endlichkeit. Wer nur das Endliche als Realität definiert, kommt nicht umhin, die stumpfe Begrenztheit aller Dinge der sinnlichen Erfahrung für die Grenze des sinnvollerweise Vorstellbaren zu erklären; doch der Horizont der menschlichen Sehnsucht ist die Unendlichkeit, so daß eine Vielzahl endlicher Wahrnehmungen als mögliche Symbole einer jenseitigen Welt sich auf ihre Leinwand projizieren.

Ein alter Einwand der psychologischen Religionskritik des 19. Jhs. ging dahin, insbesondere in den Gebetsanliegen der Gläubigen nichts weiter zu sehen als eine die Realität durch Magie umformende Phantasterei. Wie eine Bestätigung dieser These nahm man es, daß im Neuen Testament Jesus selbst dazu auffordert, alle Nöte und Bedürfnisse Gott ohne Scheu vorzutragen, und dabei zusichert, Gott werde das Beten und Bitten der sich an ihn Wendenden gewißlich erhören (Mt 7,7–11). Doch wer das Gebet als flehentliche Beeinflussung des Willens Gottes versteht, mißversteht seinen Sinn. Bereits der Evangelist *Lukas* sah die verborgene Bedeutung der Einladung Jesu zu einem Beten, das bedingungslos darauf setzt, *alles*, was als dringlich erlebt werde, finde bei Gott seine Erhörung und Erfüllung, in einer Transformation von Not in Vertrauen: was Gott uns versprochenermaßen im Sinne Jesu geben werde, meinte er, sei nicht die äußere Realisierung, sondern die innere Vergeistigung unserer Wünsche: seinen Geist werde Gott dem Betenden schenken (Lk 11,13).

Auch und gerade in der Religion also gilt dieses eigenartige Prinzip der Selbstläuterung gerade der wichtigsten Wünsche: wenn wir

sie nur lange genug und intensiv genug an den Himmel richten, wird sich im Hintergrund ein Vertrauen bilden, das sich wie von selbst von den Bedingungen löst, um deren Erfüllung es bat. Am Ende mag es kommen, wie es will, es wird gut sein im Gegenüber der Person, an die all die vertrauensvollen Gebete sich wenden. Das Vertrauen, das beim Beten gelernt wird, ist unendlich viel wichtiger als die prompte Erfüllung einzelner Gebetsinhalte. Aus dem flehentlichen »bitte, tu doch« wird ein Einverständnis, daß es kommt, wie es kommt, weil hinter allem und über allem doch Gott ist. Alle Gebete endigen in den Worten Jesu: »Dein Wille geschehe« (Mt 6,10), »nicht der meine« (Lk 22,42).

Wie von den Träumen sagt man auch von Märchen, sie seien verschriftlichte Wunscherfüllungsphantasien. Eine solche Auffassung ist in einer derart generalisierten Form nicht haltbar, doch zugeben muß man, daß viele Märchen in der Tat sich lesen lassen als ungehemmte Ausmalungen ganz natürlicher Begierden; gerade dadurch aber werfen sie die Frage auf, was denn nun als Resultat betrachtet werden soll: die notorische Unzufriedenheit an dem Bestehenden oder, durch die späte Einsicht in das notwendige Scheitern eines allzu maßlosen Begehrens, ein neues Einverständnis mit der ursprünglichen Ausgangslage?

Kaum eine Geschichte in der Sammlung der »Kinder- und Hausmärchen« der BRÜDER GRIMM stellt derart rückhaltlos und in gewisser Weise derart rücksichtslos vor diese Entscheidungsalternative wie das Märchen von dem »Fischer und seiner Frau«; schreitet es doch unter dem Druck eines permanenten Aufbegehrens das gesamte Spektrum des Wünschbaren ab, beginnend beim Haben, sich erweiternd zum Sein und schließlich sich versteigend zu der Vorstellung eines unermesslichen Könnens, nur um diese Reihung sich steigernder Ansprüche plötzlich umzukehren in den jähen Absturz auf das Niveau des Anfangs: Was will ein Mensch wie die Frau des Fischers wirklich? Hören wir, was sie will, wird sich alsbald zeigen, was sie besser nicht wollen sollte.

Nicht jeder ist des pommerschen Platts zwischen Stralsund und Danzig mächtig genug, um die sprachliche Fassung des Origi-

nals ohne Mühe goutieren zu können; es mag deshalb hilfreich sein, einleitend eine eigene hochdeutsche Übertragung neben dem Text der Brüder GRIMM zu setzen.

Von dem Fischer un syner Fru

Dar wöör maal eens en Fischer un syne Fru, de waanden tosamen in'n Pißputt, dicht an der See, un de Fischer güng alle Dage hen un angeld: un he angeld un angeld.

So seet he ook eens by de Angel und seeg jümmer in das blanke Water henin: un he seet un seet.

Do güng de Angel to Grund, deep ünner un as he se heruphaald, so haald he enen grooten Butt heruut. Do säd de Butt to em: »Hör mal, Fischer, ik bidd dy, laat my lewen, ik bün keen rechten Butt, ik bün'n verwünschten Prins. Wat helpt dy dat, dat du my doot maakst? Ik würr dy doch nich recht smecken: sett my wedder in dat Water, un laat my swimmen.« »Nu«, säd de Mann, »du brukst nich so veel Wöörd to maken, eenen Butt, de spreken kann, hadd ik doch wol swimmen laten.« Mit des sett't he em wedder in dat blanke Water, do güng de Butt to Grund, und leet enen langen Strypen Bloot achter sik. So stünn de Fischer up, un güng nach syne Fru in'n Pißputt.

»Mann«, säd de Fru, »hest du hüüt niks fungen?« »Ne«, säd de Mann, »ik füng enen Butt, de säd, he wöör en verwünschten Prins, do hebb ik em wedder swimmen laten.« »Hest du dy denn niks wünschd?«, säd de Fru. »Ne«, säd de Mann, »wat schull ik my wünschen?« »Ach«, säd de Fru, »dat is doch äwel, hyr man jümmer in'n Pißputt to waanen, dat stinkt un is so eeklig: du haddst uns doch ene lüttje Hütt wünschen kunnt. Ga noch hen un roop em: segg em, wy wählt 'ne lüttje Hütt hebben, he dait dat gewiß.« »Ach«, säd de Mann, »wat schull ik door noch bengaan?« »I«, säd de Fru, »du haddst em doch fungen, un hest em wedder swimmen laten, he dait dat gewiß. Ga glyk hen!« De Mann wull noch nich recht, wull awerst syn Fru ook nich to weddern syn un güng hen na der See.

As he door köhm, wöör de See ganß gröön un geel un goor nich meer so blank; so güng he staan und säd:

»Manntje, Manntje! Timpe Te!
Buttje, Buttje in der See!
myne Fru, de Ilsebill,
will nich so, as ik wol will.«